

PESTALOZZI UND DIE MENNONITEN

Pietistische und mennonitische Ansätze im Denken Pestalozzis*

Kurt Kauenhoven zum 75. Geburtstag

Die vielfältigen Bemühungen um die Erkenntnis der Religiosität Pestalozzis haben kein geschlossenes Bild zutage fördern können. Die Unterschiede, Gegensätze und Widersprüche bei der Erforschung und Explikation dieses Themas sind gegenstandsbedingt. Diese Religiosität war selbst erfüllt von Schwankungen, Ungereimtheiten und auch Widersprüchen. Die Wahrheit scheint hier nicht in der Mitte, sondern in den Extremen zu liegen. Deshalb kommt ihr wohl Walter Nigg am nächsten, wenn er in seiner Abhandlung über „Das religiöse Moment bei Pestalozzi“¹ auf den *ambivalenten Charakter der Religiosität Pestalozzis*, wie wir ihn bezeichnen möchten, hinweist.

Nigg exemplifiziert seine Einsicht an dem neuerdings von Schönebaum wieder in die Erörterung einbezogenen *Nicolovius-Brief*. Dieser Brief, meint W. Nigg, sei „eines der besten Zeugnisse für Pestalozzis Janusgesicht“, der von einer „unheimlichen Zerrissenheit und Aufgewühltheit“ erfüllt war, angesichts dieser Frage nach den „letzten Dingen“. Die eine Seite des Doppelgesichts blickt wehmütig in die Vergangenheit und demütig auf den Nächsten. Pestalozzi sehnt sich nach dem verlorengegangenen Traum der Kinderjahre, den er auch im Greisenalter nicht wiedererlangt, und verehrt und beneidet diejenigen Menschen seiner Umgebung und gelegentlichen Begegnung, die davon erfüllt sind. Und es ist echt, wenn er am Sarge seiner Frau auf die selbstgestellte, rhetorische Frage: „Was gab dir und mir in jenen schweren Tagen Kraft, auszuharren und unser Vertrauen nicht wegzuworfen?“, ihr die Bibel in den Sarg legt und antwortet: „Aus dieser Quelle schöpftest du und ich Mut und Frieden.“ Oder wenn er in der Spätschrift „An sein Zeitalter“ ekstatisch bekennt: „Jesus Christus, ich werfe mich anbetend vor dir mit der hohen menschlichen Einfachheit deiner Lehre in den Staub. In dir allein finde ich Geist und Leben, in dir allein finde ich Erlösung vom Tod, in welchen alles Wissen der Erde und selbst alles Streben meines Herzens ohne deinen Sinn und deinen Geist hineinstürzte . . .“ Die andere Seite des Janusgesichts blickt offenen Auges in den Aufklärungsgeist der Zeit und empfängt von ihm jene Vorstellung vom Christentum,

die es lediglich als den Triumph des menschlichen Geistes über die Natur erscheinen läßt. Es ist jene Religiosität Pestalozzis, die sich von der „Abendstunde“ bis zum „Nicolovius-Brief“ spannt und in den „Nachforschungen“ ihre anthropologische „Nutzanwendung“ erfährt. Um ihn sich selber im Brief an Nicolovius vom 1. Oktober 1793 erklären zu lassen: „Von meinen Schicksalen also geführt, halte ich das Christentum für nichts Anderes, als für die reinste und edelste Modifikation der Lehre von der Erhebung des Geistes über das Fleisch — und diese Lehre für das große Geheimnis und das einzig mögliche Mittel, unsere Natur im Innersten ihres Wesens ihrer wahren Veredlung näher zu bringen — oder, um mich deutlicher auszudrücken, durch die innere Entwicklung der reinsten Gefühle der Liebe zur Herrschaft der Vernunft über die Sinne zu gelangen.“

Uns interessiert nicht dieses geläufige Porträt Pestalozzis, das ihn einseitig als religiösen Aufklärer und säkularen „Christen“ zeichnet, sondern jene andere, in der Pestalozzi-Forschung noch nicht recht heimisch gewordene Seite seiner Religiosität und Christlichkeit, die sich *auch* in der Begegnung *und* Auseinandersetzung mit pietistischen oder diesen verwandten Kreisen und Personen gebildet hat. Wir müssen dabei neben bereits bekannten, in diese Richtung weisenden Äußerungen Pestalozzis auch solche Partien aus seinen Schriften heranziehen, die bisher nur vereinzelt oder überhaupt nicht beachtet wurden. Weniger beachtet, wenngleich auch schon bei Nigg erwähnt, blieben die gegenauflärerischen religiösen Auslassungen Pestalozzis im Ergänzungsteil seines Volksromans „Lienhard und Gertrud“, der mit dem Jahre 1787 datiert wird. In diesem Teil bemüht sich Pestalozzi um eine tiefere Begründung seiner erziehungsphilosophischen Auffassung. Die Akzente werden jetzt nicht nur schärfer gesetzt, wie Nigg meint, man kann leicht erkennen, daß sie an einigen Stellen nicht nur um Nuancen verschoben werden. Dieses Schriftstück Pestalozzis muß somit als das von ihm selbst so begriffene Korrektum an der ursprünglichen Gesamtkonzeption des Buches verstanden werden.

In der ersten Fassung dieses in der Seyffarth-Ausgabe so bezeichneten V. Teils, den die Kritische Ausgabe in den IV. Teil einbezogen hat, wird zunächst von zwei „Brüdern“ berichtet, welche für die Dorfreform gewonnen werden. Da sie nicht nur als Angehörige einer Sekte, sondern ein wenig konkreter als solche „der Bruderschaft“ bezeichnet werden, dürfte es sich um *Herrnhuter* handeln. Es wird, wie später noch deutlicher werden wird, von vornherein eingeräumt, daß es sich um Menschen von einer „Güte“ handelt, wie sie Pestalozzi für sein Experiment vorschweben; nur ihr „Winkel“-Christentum wird abgelehnt. Es heißt, „sie waren beyde herzogut, und auch da, wo sie noch ihrer Sekte blind anhiengen, lag treues, edles und reines

Bestreben nach wahrer menschlicher Wahrheit und Weisheit in ihrer Neigung für die Nebelhülle ihrer Bruderschaftsmeynungen“. Auf die Frage des Junkers, was ihre wahre Meinung über die Bruderschaft sei, antworteten sie, „die Sache habe gar viel Gutes“ und ihr Dorf wäre wie die übrigen völlig verwahrlost, wenn es nicht eine solche Leitung gehabt hätte. Das Hauptargument für die Trennung von ihr ist die Tatsache der geistlich-mitmenschlichen Absonderung dieser wie ihr verwandter Glaubensgruppen. Man könne und müsse „für alle Leute so Sorge tragen, wie die Brüder es für die Ihrigen thun“. Aber erst, wenn es gelänge, sie einer noch besseren Leitung anzuvertrauen, und erst, wenn es dazu käme, daß man ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließe, werde es möglich sein, sie zu gewinnen. Ein ganzer Katalog positiver Eigenschaften wird als das „wahre Gute“ an ihnen herausgestellt: Sie seien die Menschlichsten, Liebreichsten und Gutmütigsten, gute Ratgeber und Tröster, Fürsprecher der Gewaltlosigkeit und Ruchlosigkeit und „unter ihren Leuten völlig Meister“: „... und das sey doch ein Segen im Land, davor danke ihnen Niemand, es frage sie Niemand, wie sie es machen, wie sie mit ihren Leuten und mit ihren Kindern dahin kommen, wo die andern Bauern doch nicht sind, und wo man von einem Pfarrer, der sein Dorf dahinbringen würde, in der ganzen Welt Rühmens und Wesens machen würde . . .“ Auf der anderen Seite wird die Gefahr der „Herzens“- und „Verstandespest“ herausgestellt, aber einschränkend geltend gemacht, daß die letztere auch „die Herren Pfarrer“ hätten, „deren Wahrheit nur blitze und wetterleuchte“. Es folgt ein abgewogenes abschließendes Urteil in einem echt Pestalozzischen Naturbilde, das wir dann in „Gesetzgebung und Kindermord“ in ganz nüchterner Sprache bestätigt finden werden:

„Er verglich zuletzt das Glück, das diese Leute in ihrer Beschränktheit besitzen, dem Genuß einer hellen, stillen und warmen Sternennacht, bey welcher dem Menschen so innig wohl seyn kann, daß er wie hingerissen wird zu denken, es könne nichts schöneres und nichts größeres auf der Welt seyn, als eine solche Sternennacht; aber wenn die Sonne dann aufgeht in ihrer Pracht, und der Mensch der Erde den Segen ihres wärmenden Lichts, und die Sicherheit ihrer hellen Tages-Erleuchtung genießt, da denkt er nicht mehr, daß die Sternennacht, und das trügliche Mondlicht, das schönste und beste sey, das er auf der Erde genießen könne. —“

Aber bereits in diesem Werk und Teil legt sich Pestalozzi dahingehend fest, zu sagen: so lange das Volk beim schwärmerischen Geistlichen mehr finde als bei demjenigen, der ihm beweisen könne, daß jener schwärme, bleibe das Volk „natürlich“ (!) auf dessen Seite.

In den Entwürfen zum III. Teil der zweiten Fassung finden wir eine Les-

art, die von der obigen lediglich um einige interessante Nuancen abweicht. Auf die Frage des Junkers Arner, weshalb die zwei „Brüder“ ihre Bruderschaft, an der sie Freude gehabt hätten und die ihr Herz erquickt habe, verlassen hätten, antwortet der Ältere: „Der Kern der Freude ist uns geblieben, und die Schalle, die uns frylich lieb war, missen wir jez gern.“ Es wiederholt sich obige Darstellung über den Anteil ihrer Gemeinschaft an der Veredlung der Menschen mit einer Akzentuierung, die der in „Gesetzgebung und Kindermord“ herausgestellten Beispielhaftigkeit dieser Menschen nahekommt: Mit Ausnahme der Bruderschaft habe es „so vil als keine Menschlichkeit“ im Dorf gegeben. „Man konnte dj Gassen auf und dj Gassen unter gehen, mann sah keine Spur, daß ein Mensch im Dorf Gott anders achte als den Teufel oder ein Gespenst.“ Man täte alles, was die Kirche an äußerlichen Handlungen fordere, man würde sogar die „Juden zu tod schlagen, ihnen ihre Häuser verbrennen und ihre Güter zum ihrigen schlagen“, wenn es der Pfarrer fordern würde. Unwissenheit, Lieblosigkeit, Nichtachtung, Zorn und Streit und Verwahrlosung der Kinder sei die Folge. Im III. Teil der dritten Fassung ist sodann in zwei Kapiteln von den „Stillen im Land“ die Rede, eine Bezeichnung, die bekanntlich auf die pietistischen, insbesondere täuferischen Kreise gemünzt wurde. Freilich wird nicht ganz deutlich, wen der greise Pestalozzi meint, wenn er jetzt fordert: „Man muß dem Volksverderben zu Stadt und Land durch die Stillen im Land abzuhelpen suchen . . .“, und er dann „Arner und die vereinigten Freunde des Guten in Bonnal ihren stillen Weg“ gehen läßt.

Während im Nachleseteil des Volksromans die Vor- und Nachteile des *praktischen Pietismus* gegeneinander abgewogen werden und im Endergebnis die negative Bewertung gegenüber der positiven ein leichtes Übergewicht zu haben scheint, ist das Urteil über die Lebenshaltung dieser Kreise in der vier Jahre vorher erschienenen Abhandlung „Über Gesetzgebung und Kindermord“ eindeutig positiv; mehr noch: Pestalozzi preist sie als Vorbild, als ein realisiertes Ideal seines beschworenen „häuslichen Glücks“. Pestalozzi wird damit, daß er ausdrücklich die kurz zuvor verfolgten, im übrigen aber allseits verachteten „Täufer“ in diesen Kreis einbezieht, zu einem frühen Vorläufer jener Wende in der Beurteilung dieser „Sekte“, welche Ernst Troeltsch und Max Weber dann besiegelt haben. Sie werden fortan als Väter der Menschenrechte und einer gesinnungsgenossenschaftlichen Lebensverfassung im Geiste der urchristlichen Gemeinde gepriesen. Wenn Ernst H. Correll das Täuferium (Mennonitentum) als „religiöse Gesinnungsgenossenschaft mit eindeutig christlich-sittlich abgestimmten Zielen“ bezeichnet, so trifft diese Kennzeichnung durchaus das, was sich Pestalozzi grundsätzlich und insbesondere zu dieser Zeit unter der „Funktion“ des Chri-

stentums in *dieser Welt* vorstellte. Es ist jene Auffassung und jene Entwicklungsphase, von der man mit Herbert Schönebaum sagen kann: „Man muß im ganzen erkennen, daß Pestalozzi damit bei der Lehre Jesu vom *Reich Gottes* auf Erden angelangt war und daß die Erfüllung der Pflichten in Treue, Liebe und Vertrauen wahrer Gottesdienst nach seiner Meinung ist.“ Und eben das findet er u. a. namentlich im Familienleben der „Mennonisten“ vor, von dem Marianne Weber später sagen kann: „Es gibt aus verschiedenen Ländern und Zeiten Reisebetrachtungen, welche die patriarchale Religions-, Haus- und Wirtschaftsgemeinschaft mennonitischer Familien in ihrer Friedfertigkeit und Innigkeit begeistert preisen. Der stark ausgeprägte Sinn für Familie und Familienzusammenhang steht nur noch dem jüdischen gleich . . .“ Doch mehr als im jüdischen mildere hier „die religiös-christliche Wertung der Ehe die Unterordnung der Gattin und Mutter im Verhältnis zur mittelalterlichen Stellung der Frau“².

Sie hätte diese Deutung von Pestalozzi entlehnt haben können, der 100 Jahre früher den gleichen Zusammenhang herstellt und eine analoge Begründung gibt. In der erwähnten Schrift, die den Untertitel „Wahrheiten und Träume, Nachforschungen und Bilder“ trägt, wird dieser Vergleich bereits gezogen³: „Der verworfene Jud, dessen Glauben ihn zwingt, seinem Sohn, so bald er mannbar, Brod und ein Weib zu verschaffen, weiß nichts von diesen Greueln, und so unter den Christen einige von den Sekten, die es sich zur Angelegenheit machen, der Eitelkeit und dem Hochmut ihrer Brüder gelinde Schranken zu setzen, und keinen von ihnen ohne Brod und ohne Weib zu lassen, sind im gleichen Fall — und mein Gesetzgeber findet es nicht unter sich von der Weisheit der Verworfenen, und von den Erfahrungen der Verachteten Nutzen zu ziehen . . .“ Diese Stelle steht in dem Kapitel „Vorschritt zu einem größeren und noch entfernten Ideal“ und erinnert im übertragenen Sinne an Luthers Eingeständnis in der dritten Vorrede zur „Deutschen Messe“, die als negative Begründung der Volkskirche angesehen werden darf: Er könne eine Gemeinde solcher, „die mit Ernst Christen sein wollen“, *noch* nicht errichten, denn er habe „noch nicht die Leute dazu, sehe auch nicht viele, die dazu dringen“. Die Tatsache, daß Pestalozzi die Beziehung zwischen seinem Ideal und diesem realisierten Beispiel bewußt und ausdrücklich herstellt, zeigt den Stellenwert an, der diesem Moment in seinem religionssoziologischen Denken eingeräumt werden muß.

Pestalozzi weiß um die Bedeutung der Reformation und der mit ihr verbundenen „Volkserleuchtung“, indem er zwischen Luthers Menschengesicht und „Voltairens Satans-Fraze“ kritisch unterscheidet und skeptisch fragt, weshalb der eine Mensch bei seinem Reichtum oder „vielen Einsichten“

glücklicher als ein anderer sei. Und expressis verbis auf unser Thema bezogen: „Warum ist der Herrenhuter, der Mennonist, der Quäker so sichtbar bey großen Reichthümmern glücklicher als die Finanzerben in Frankreich?“ Die allgemeine Antwort Pestalozzis lautet, wie kaum anders zu erwarten, daß die einzelnen Menschen und Menschengruppen mit dem Pfund, das ihnen anvertraut wird, auf verschiedene Weise umgehen. Die konkrete Antwort Pestalozzis mag hingegen erneut überraschen, denn er empfiehlt seinem Gesetzgeber den „kleinern Vorschrift“, wie er ihn bei den erwähnten Religionsgemeinschaften vorfindet: „Ich falle bey den Nachforschungen dieser Begriffe wieder auf das Beyspiel einiger Sekten, und besonders auf die Wiedertäufer. Dieses ihr Hausglück ist so allgemein, und ihre häusliche Weisheit und Ordnung derjenigen der erlauchteren Rechtsglaubigen so überwiegend, daß sie z. E. auf Lehen, von denen sie einen Drittel mehr Pacht zahlen, als ihre nicht sektiererischen Vorfahren, allen häuslichen Wohlstand, den sie wünschen, genießen, indessen daß die ersten mit Noth und Elend ihren kleinen Pachtzins nicht haben erschwingen können.“ Noch überraschender freilich mag Pestalozzis Hinweis auf die Argumentation eines „weisen und patriotischen Bürgers“ anmuten, der ohne Kommentar die Form einer Selbstentlarvung der Christenverfolgung seiner Zeit annimmt, wie sie nunmehr von den protestantischen Kirchen und „ihren“ Regierungen ausgeübt wird. Es sind rein ökonomische Gründe, die ins Feld geführt werden: „... denn es ist unmöglich (fährt er fort), daß unser Bauer, der tröhlet und spielt, und sauft und flucht, und seinen Ruhetag im Schenkhaus, welches oft das Haus seines Richters und seines Priesters ist, verteufelt, und *in seiner Mitte* keinen Menschen ehret, keinen Menschen hochachtet, und keinen Menschen rathsfraget, — ökonomisch mit dem Wiedertäufer concurriren, und eben so haushälterisch, weise und glücklich seyn könne, als diese, die nicht tröhlen, nicht spielen, nicht sauffen, und freylich keine Richthäuser, und keine Pfarrhäuser haben, aber *in ihrer Mitte* häusliche Weisheit ehren, und in ihrer Religion, die eigentlichen Grundstützen ihres Wohlstands und einfache weise Bildung dazu finden.“ Pestalozzi distanziert sich durch eine eindeutig positive Auslegung dieses Zusammenhangs von dem vordergründigen, ungerechten Argument seines Gewährsmannes, man müsse die Angehörigen dieser „Sekte“ vertreiben, weil Gesetzgeber, Polizei und Bevölkerung ihre Lebensweisheit und -art nicht nachvollziehen könnten und folglich ihr gegenüber ins Hintertreffen gerieten. Sein imaginärer Gesetzgeber müsse „mit hoher einfacher Kraft dahin streben, daß man in seinem Reich auch Menschen dulden *könne*, die alle Einfalt und haushälterische Tugend dieser Sektierer besitzen“. Und so ist man schließlich nicht mehr überrascht, im Schlußabschnitt („Endliche Beantwortung der Frage“) der Abhandlung

die „Lösung“ in der bereits explizierten Antwort zu finden: „Die Ausbildung des gemeinen Manns zu der frommen Weisheit eines reinen und glücklichen Hauslebens, ist das einige Mittel, den Verbrechen des Volks Inhalt zu thun.“

Man sieht, Pestalozzi ist über die aufklärerische *Gott-Vater*-Beziehung der „Abendstunde“ und „Lienhard und Gertrud“ hinausgewachsen zu jener *Sohn-Gott*-Beziehung, die wir im genuinen Verstande der Urgemeinde christlich nennen. Sein Gesetzgeber ist nicht nur ein gerechter, nein, er ist ein frommer Mann: „— *Er ist ein Christ* —“, und zwar ein Christ im Sinne dieser Nachfahren jener ersten christlichen Gemeinden. So nimmt es nicht wunder, daß Pestalozzi an dieser Stelle auf *Lavater* Bezug nimmt, dessen Auffassung zunächst bejahend, im zweiten Schritt sich aber bereits auch von ihm distanzierend: „— Der Erlösete meines Gesetzgebers ist kleiner als *Lavaters* — so fromm und warm und liebend und glaubig — wie seiner — aber nicht Thronen und Reiche beschäftigen ihn . . . Nein; seine Hinterlassene, seine Kinder, seine Geliebte, sein König und sein Böttler — sind die Bilder, die den Erlösten meines Gesetzgebers in Volksliedern vor dem Angesicht Gottes beschäftigen.“

Im Nicolovius-Brief wiederholt sich dann die nun schärfer akzentuierte Auseinandersetzung mit Lavater; es wiederholt sich zugleich jene Einschränkung aus „Gesetzgebung und Kindermord“, welche wahres Christentum nur einem kleinen Kreis der Menschheit „zuerkennt“. Aber das, was dort als anspornendes Beispiel und Vorbild herausgestellt wird, macht nun dem resignierenden Eingeständnis Platz, daß die Mehrheit der Menschen dazu so wenig fähig sei wie er selber. „Ich verachte die Papierwissenschaft von den Verhältnissen zwischen Gott und den Menschen“, schreibt er über die Theologie der Kirche, „ebenso wie die Winkelexperimente, mit denen Lavater der armen Papierwissenschaft über diesen Gegenstand zu Hilfe kommen wollte“, um sich selber anschließend zu bescheinigen: „Auch ich verlor wahrlich die wesentliche Kraft, die die wahre Gottesverehrung dem stillen Edlen erteilt . . .“. Schönebaum hat im Gegensatz zu Wernle und bis zu einem gewissen Grade auch zu Nigg erkannt, daß dieses selbstkritische Zeugnis Pestalozzis von seinem „Nicht-Christentum“ zugleich die Wende zu jener *christlichen Frömmigkeit* darstellt, von welcher die Hausandachten und religiösen Schriften der Spätzeit erfüllt sind. Atmet der Nicolovius-Brief noch auf der einen Seite schulterzuckende Resignation („Ich ließ das Wesentliche der Religion in meinem Innersten erkalten, ohne eigentlich gegen die Religion zu entscheiden“) und auf der anderen Seite seufzendes Bedauern („Es ist mir oft nicht anders, als ich wüßte selbst nicht, was ich tue und wohin ich gehe“), so ergreift nun „die religiöse Grundhaltung der eigenen

Frühzeit“ erneut von ihm Besitz. Mit Recht spricht hier Schönebaum von einer „unbekannt gebliebenen Rückkehr zum Christentum“⁴. Es ist zugleich die Wiederbelebung der geistlichen Freundschaft mit Lavater, die beide im *Principium Imitatio Christi* eint!

Die Durchsicht einiger weniger bekannter religiöser Schriften wie auch der Hausreden und -andachten aus dieser Zeit bestätigt diese Einsicht. Auch Nigg räumt ein, daß Pestalozzi jetzt „direkter und einfacher“ über religiöse Fragen spricht, und Hoffmann vermerkt „einen stärkeren Zusammenhang mit der Person Jesu und der Bibel“ als Charakteristikum der letzten Lebensphase Pestalozzis. Mit ihnen darf Schönebaum entgegengehalten werden, daß die *aufklärerische Religiosität* Pestalozzis neben dieser *genuin christlichen Frömmigkeit* nicht aufgegeben wurde, man muß aber zugleich erkennen, daß sie mehr und mehr in den Hintergrund trat, um der neuen „Jesus-Liebe“ Platz zu machen. Interessant ist, daß die Reden immer häufiger mit einem tiefempfundenen Bekenntnis zu Christus und der Aufforderung zur Nachfolge Christi schließen. Mehr noch, er stellt sein gesamtes Werk — ohne daß diese nachträgliche Begründung freilich aufgehen könnte — auf diese Basis, so besonders ein- und ausdrucksvoll in der Rede aus Anlaß seines 72. Geburtstages am 12. Januar 1818, welche den bekannten Weihnachtstraum enthält. Er fordert seine Mitarbeiter zur Reue und Bußfertigkeit auf, um einander im Geiste Jesu zu lieben und „das Wohl unseres Hauses auf dem ewigen Felsen zu gründen, auf den Gott selber das Wohl des Menschengeschlechts durch Jesum Christum gebaut hat“.

Von den „Bemerkungen zum Matthäusevangelium“ aus dem Jahre 1802 bis zum „Schwanengesang“ des Todesjahres 1825 läßt sich der rote Faden dieser Gestalt gewordenen Umkehr zum Kindes- oder besser: Urväterglauben ziehen. Auch wenn die Kritik an den „Schriftgelehrten“ und „Pfaffen“ seiner Zeit und seines Raumes abnimmt, so bedeutet das nicht, daß er sich einer Kirche oder Konfession, wie sie hier und jetzt ist, verschreiben möchte; selbstverständlich auch nicht dem Bekenntnis und der „Christlichkeit“ pietistischer Kreise und Gemeinden. Aber er kommt ihnen in einer schlechterdings entscheidenden Beziehung näher als der offiziellen Kirche und deren „Dogma“: *in der christlichen Weisheit der Urgemeinde, daß Glaube und Handeln konform gehen müssen — und insofern identifiziert Pestalozzi sich mit der pietistischen Idee eines praktischen Christentums.*

* Gekürzter Nachdruck aus der Abhandlung „Pestalozzi und der Pietismus“ in: Pädagogische Rundschau, Jg. 17, Heft 5/6 1963. A. Henn Verlag, Ratingen.

1 W. Nigg, Das religiöse Moment bei Pestalozzi, in: Pestalozzi-Studien, hrsg. v. A. Buchenau, E. Spranger, H. Stettbacher, Bd. 1, Berlin/Leipzig 1927, S. 34 ff.

2 Marianne Weber, Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung, Tübingen 1907. Vgl. auch Max Weber, Gesammelte Aufsätze, Tübingen 1920, und Ernst Troeltsch, Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen, Tübingen 1912.

3 Ein versteckter Hinweis auf Pestalozzis Wertschätzung des Familienethos der „Stillen im Lande“ findet sich in Nohls erwähntem Pestalozzi-Aufsatz in der „Deutschen Biographie“: „Er sieht mit offenem Blick die guten Familienverhältnisse bei den Juden und Mennoniten . . .“ (A. a. O., S. 288.) Nohl sagt allerdings nicht, daß die Mennoniten bzw. „Wiedertäufer“ alias Täufer, obgleich von Pestalozzi an einigen Stellen herausgehoben, in einem Atem mit den Herrnhutern, Quäkern und anderen „Sekten“ erwähnt werden, was für unsere Fragestellung wichtig ist. Vgl. schon vorher Schönebaums spärliche, aber treffende Hinweise auf Pestalozzis Urteil über die „Sekten“ (Der junge Pestalozzi, Leipzig 1927, S. 191 f.). Th. Ballauffs Bemerkung, daß Pestalozzis Terminologie „oft an einen Tersteegen, Seuse, Arndt oder manchen andern“ erinnern möge, bleibt leider bei der Registrierung dieses interessanten Faktums stehen, das gleichfalls einer eingehenden Nachprüfung wert wäre. (Vgl. „Vernünftiger Wille und gläubige Liebe“, Meisenheim/Glan 1957.)

4 H. Schönebaum, Johann Heinrich Pestalozzi, Wesen und Werk, Berlin 1954, S. 131.

HELMUT FUNCK

DREIHUNDERT JAHRE DULDUNGSGESETZ IN DER KURPFALZ

Es ist unter uns Mennoniten nicht üblich, besondere Gedenktage zu haben. Wir haben zwar eine Geschichte und leben doch als hätten wir keine. Geht es uns vielleicht auch wie dem Volk Israel, von dem in Psalm 106, 13 steht: „Aber sie vergaßen bald seiner Werke“? Sollten wir uns vielleicht auch mehr der Taten des Herrn in unserer Geschichte bewußt werden? Könnte das nicht unseren Glauben stärken, wenn wir beachten, was der Herr an unseren Vätern getan hat? — Ein dreihundertjähriges Jubiläum sollte zu einer kurzen Besinnung Anlaß geben.

Beim Nachschlagen bin ich auf das Datum 4. August 1664 gestoßen, das für die frühere Kurpfalz (nördlicher Teil von Baden und östlicher Teil der